Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 160. Bromberg, den 25. September 1925.

Die Flamme der Welt.

Roman von Guido Kreutzer.

(12. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Wie ist das eigentlich, Herr Doktor — ich glaube, mein Vater erzählte mir, Sie kennen Herrn von Schreewen von früher her.“

„Aus meiner Berliner Studienzeit, gnädiges Fräulein.“

„Näher?“

„Eine ganz flüchtige Bekanntschaft. Wir begegneten uns ein einziges Mal.“

„Auf einer Gesellschaft?“

Er zögerte etwas, dann versetzte er beiläufig:

„Ich glaube, es war auf irgendeinem öffentlichen Fest.“

Sie wandte sich ab, raffte ihr Kleid, nickte ihm noch einmal halb über die Schulter zu. Aber ihr Gesicht blieb kühl dabei.

„Also nachher bei Tisch, Herr Doktor. Und natürlich meinen Dank für die Ritterdienste.“

„Keine Ursache, gnädiges Fräulein.“

Oben in seinem Wohnzimmer lag auf dem Tisch ein Brief; mit der Vormittagspost angekommen, in Berlin abgestempelt. Er riß ihn auf.

Mein lieber Torunn!

Also wenn Sie eine Ahnung davon gehabt hätten, daß ich vierundzwanzig Stunden nach Ihrer Abreise von Berlin wieder an der Spree landen würde — ich bin überzeugt, Sie hätten Ihren Tatendrang noch etwas gezügelt. Nämlich, es hätte sich gelohnt. Es wäre sogar interessant gewesen. Sagen Sie mir nichts gegen den Zufall. Der ist eine so ernsthaft zu nehmende Angelegenheit, ist eine so maßgebende Ingredienz unseres Lebens, daß man mit ihm als mit einer scheußlich wichtigen Chose rechnen muß. Immer. Und am meisten in den Augenblicken, wo man sich dieses Zufalls am wenigsten versieht. Ich hab es auch jetzt wieder gemerkt, und daraus die Folgerungen gezogen, mich hingesetzt und schreibe. Natürlich begreifen Sie von der vorstehenden, erschütternd tiefsinnigen Einleitung vorläufig kein Sterbenswort. Ist auch nicht zu verlangen. Was ich Ihnen aber raten möchte, das wäre: sich schleunigst auf ein paar Tage wieder von dem Busen Ihrer ostpreußischen Mutter Natur loszureißen und reumütig nach Berlin zurückzukehren. Teils um mir die Hand zu drücken, der ich doch — Sie werden es zugeben — ziemlich unerwartet wieder aufgetaucht bin; teils, um zu erfahren, was es mit der weisheitstriefenden Einleitung dieses Briefs für eine Bewandtnis hat. Wann sehen wir uns also? Ich habe meinen Wigwam wieder bei der tugendsamen Dame Michialina Lorenka aufgeschlagen, wo anscheinend noch immer in zwangloser Folge der mehr oder weniger wohltemperierte Jünglingsklub am grünüberzogenen Pokertisch nächtens tempelt. Schreiben Sie mir also und bestimmen Sie Ort und Zeit unseres Wiedersehens.

Ihr Jost von Ryssow.

Hans Torunn hatte dies Geschreibsel flüchtig überlesen; dann zuckte er die Achseln, faltete den Brief zusammen und schob ihn in den Umschlag zurück, den er in seiner Brusttasche barg.

Der Jost von Ryssow war wieder im Land? Wie war das möglich? Woher nahm er eigentlich solche hahnebüchene Unverfrorenheit?! Unbegreiflich; wo er doch damals vor Jahresfrist wirklich etwas überstürzt in der Versenkung verschwunden war! Und viel Zeit hätte er damals wohl auch nicht mehr gehabt; denn landläufiger Schätzung zufolge muß ihm der Boden unter den Füßen nachgerade weißglühend geworden sein. Nun aber saß er abermals in Berlin und wohnte wieder bei der etwas reifen, wenn auch noch immer schönen Michialina Lorenka und . . . äh was!

Dem Dr. Hans Torunn kauerte in den Mundwinkeln leises, verächtliches Unbehagen, als er sich eine Zigarette anbrannte. Interessierten ihn nicht mehr die Einzelheiten und Zusammenhänge im Leben dieses ehemaligen Kumpanen nervöser Nächte. Abgegriffene Probleme; schal gewordener Sekt — man langte nicht mehr danach; man zwang nicht wieder erledigte Erlebnisse gewaltsam und philisterhaft ins Leben zurück.

Überhaupt — daß solch ein Brief gerade heute ihm in die Hände geraten, gerade heute alte Erinnerungen wecken mußte!

Gerade heute, wo doch nur bis vor wenigen Minuten...

Und da hatte Hans Torunn den wieder erstandenen Jost von Ryssow und den ganzen takligen Berliner Kram von damals schon in den Winkel geschmissen.

Was galt ihm das heute noch?!

Heute war ja ein Festtag!!

Zum Fenster trat er, riß die beiden Flügel weit auf, starrte über die Parkbäume ins Land hinaus.

Sonne überall. Und Lämmerwolken segelten am Horizont. Und wenn man auch nur zwei oder drei Wochen noch weiter war, dann dämmerte der Himmel schon nicht mehr so blaß und bleichsüchtig — tiefblau spannte er sich dann und funkelte wie eine saphirne Atlasdecke.

Wo war denn die Straße, die sie beide vorhin entlang geritten? Ach so — jetzt sah er sie schon. Und da lag ja auch das etwas ungleichmäßige Rechteck des Lupinenschlages. Und fast schien es so, als könne man von hier aus auch noch die flackrigen Blutblüten der Rotdornhecke erkennen.

Hans Torunn warf die kaum angebrannte Zigarette zum Fenster hinaus, bog sich vor und sah ihr nach, wie sie funkensprühend und sich überschlagend in die Tiefe fuhr.

Und dacht in jugendhaftem Übermut, der jählings in ihm aufsprang und ihm das Blut heiß in die Stirn trieb: — Eine Sternschnuppe ist gefallen! Was wünsch ich mir nur schnell?!

Schwer zu raten; was, Hans Torunn?

Herrgott, wie hieß doch gleich der Spruch des biederen ollen Muchtas Rosi? Keinen Schimmer mehr; und war dabei riesig nett gewesen. Halt; natürlich, so ging er: — „Wir haben gehört, daß der Mensch auf drei Dinge stolz ist: Wann er zur Herrschaft gelangt, wann er ein gutes Pferd reitet und wann er das Herz eines schönen Weibes bezwingt.“

Eines schönen Weibes, verehrter Muchtas Rosi? Schöne Frauen gibt's wie Sand am Meer und wie Quecken im Acker. Nein — das Herz der einen Einzigen, die aller Frauen Herrlichste, aller Frauen Stolzeste, aller Frauen Krone ist!

Deren Herz zu bezwingen — wer das fertig kriegte!

Und da gab es doch Märchen der Kinderzeit: vom Zwerg Nase und Ali Baba und Rotkäppchen und Schneewittchen. Ja natürlich; von Schneewittchen: — „Frau Königin, Ihr seid die Schönste hier. Aber Schneewittchen über den sieben Bergen bei den sieben Zwergen ist noch tausendmal schöner als Ihr!“

Der Doktor war zu dem kleinen eichenen Wandschrank getreten, den ihm fürsorglich und vorahnend die Madame

Scroczynska in sein Wohnzimmer gehängt hatte und worin er seine Zigarren, Schnäpse und Liköre aufbewahrte.

Da war zum Beispiel und vor allen Dingen ein hervorragender Sherry Brandy: Tiefrot und ölig floß er aus der Flasche.

Hans Torunn hob das Glas gegen die Sonne. Lächelte in sich versunken und dachte an den Lieblingsspruch seines Freundes Klaus von Bronkatt, erblicher Herr von Hohenangern, der sich in Ostrowo bei den „Dusterkosaken", den 37. Ulanen, als Oberleutnant seinen Hafer verdiente.

„Das höchste Glück der Erde
Liegt auf dem Rücken der Pferde;
Liegt in der Gesundheit des Leibes;
Liegt am Herzen des Weibes."

*

Der Tag verlief auch ferner so prächtig, als er sich vormittags angelassen.

Die Mittagstafel, an der zum ersten Male Martine wieder teilnahm, dehnte sich über die übliche Zeit in die Länge. Nachher nahm man zu dritt den Kaffee in der Glashalle. Der Doktor hatte nicht wieder daran gedacht, abzulehnen. Dann holte er mit dem Knecht die Pferde von der Bahn, überwachte selbst, wie sie in ihren Boxen untergebracht wurden und sich den Hafer schmecken ließen. Spät am Nachmittag ließ er den „Hanne" satteln, um ihn auf des Geheimrats Wunsch in allen Gangarten vorzureiten. Der alte Herr wie seine Tochter waren von dem Brandfuchs einfach begeistert.

Nach dem Abendessen aber kam der Rückschlag.

Der Gutsherr hatte sich scheu zurückgezogen.

Martine stand mit Hans Torunn noch ein paar Minuten auf der Terrasse. Sie trug einen Maulwurfsschal über den Schultern. Die Abende waren noch kühl. Zwischen Baum und Strauch des Parkes hockten schon einförmige tiefschwarze Schatten, aus denen die breiten hellen Streifen der Kieswege scharf hinaussprangen. In dem fahlen Dunkel leuchtete Martines blasses Gesicht fast überirdisch weiß. Und als sie einmal die Hand hob, den Schal enger um die Schultern zu ziehen, schien es, als husche ein gespenstischer Schatten über ihre Brust.

Er atmete schwer unter dem tiefverhaltenen Glück dieser Stunde. Hans Torunn sah das alles wie durch einen Schleier. Er lehnte ein paar Schritte abseits an der Balustrade; wenn er sich einmal bewegte, dann raschelte hinter ihm das Blattwerk der Kletterrosen, die sich bis hier hinauf rankten. Vom Dorfe blinzelte schläfriges Lampenlicht herüber — vielleicht der Schulmeister, der noch über seinen alten Büchern hockte. Irgendwo am Waldrande jagten sich liebesselig ein paar Steinkäuze; ihr heiteres: kü uck! kü ück! riß an dem Schweigen der sinkenden Nacht.

Da sagte Martine gedämpft:

„Ich fahre morgen nach Berlin auf etwa eine Woche. Eine liebe Freundin von mir feiert ihre Hochzeit, von der ich mich unmöglich ausschließen kann, trotzdem unser Trauerjahr noch nicht ganz vorüber ist. Sie aber, Herr Doktor, möchte ich bitten, meinem Vater während dieser Zeit ein wenig Gesellschaft zu leisten. Er war nicht zu bewegen, mich zu begleiten; aber ich weiß: er wird meine Abwesenheit schwer empfinden. Überhaupt, ich hab' ein wenig Sorge um ihn. Der Tod meines Bruders hat ihm zuviel genommen... Ich habe Ihnen hier meine Berliner Adresse aufgeschrieben. Für alle Fälle natürlich nur. Ich hoffe bestimmt, Sie werden von ihr nicht Gebrauch machen müssen."

Dann nahm er den kleinen weißen Zettel und legte ihn in seine Brieftasche und versprach, was sie forderte.

In ihm aber quoll ein bitteres Gefühl der Enttäuschung auf. Denn nun brauchte er sich darüber nicht mehr das Gehirn zu zergrübeln; nun meinte er genau zu wissen, weshalb sie den ganzen Tag so freundlich zu ihm gewesen: — damit er einem alten, müden Mann hier Gesellschaft leistete, während sie selbst . . . —

Er mußte sich zusammennehmen, daß er nicht laut auflachte.

Als er nachher oben in seinem Wohnzimmer Licht machte, stand da noch immer das Glas, aus dem er heute vormittags den Sherry Brandy getrunken und dabei an den Lieblingsspruch seines Freundes Klaus von Bronkatt gedacht hatte.

Da nahm er das Glas und warf es aus dem Fenster. Mit leisem Klirren zerbrach es unten.

In dieser Nacht schlief Hans Torunn schlecht. Wirre Traumbilder quälten ihn. Alle halbe Stunde schreckte er aus unruhigem Halbschlaf hoch und lag hellwach, als der Morgen dämmerte. Droben vom Turm der Dorfkirche schlug es fünf Uhr.

Da knirschte vor der Rampe des Herrenhauses der Kies unter den Rädern eines vorfahrenden Wagens.

Ah — Martine wollte zur Bahn.

Und da hörte er auch schon ihre Stimme und die ihres Vaters und der Mamsell Scroczynska.

Natürlich, der Geheimrat begleitete seine Tochter zum Zuge. Das ließ er sich nicht nehmen.

Der Volontär lag auf den Ellbogen gestützt und lauschte auf das Stimmengemurmel und wartete, bis die Pferde wieder anzogen, das Räderrollen in der Ferne erstarb.

Da ließ er sich in die Kissen zurückfallen.

Doch eine seltsam fiebrige Unrast trieb ihn aus dem Bett. Er stand auf, kleidete sich an und war eine Viertelstunde später auf dem Hof.

Da herrschte das allmorgendliche Leben.

Vor dem Hoftor stauten sich die Knechte, Instleute, Scharwerker, Hofgänger, Marjelles — ein bunter, unruhiger Haufen. Der Inspektor stand vor ihnen, das geöffnete Notizbuch in der Hand und verteilte die Arbeit des kommenden Tages, wobei ihm der Hofvoigt Jurgis Ksionnek half.

Hans Torunn begrüßte den Verwalter, blieb ein paar Minuten stehn, prägte sich Namen und Gesichter der einzelnen Leute ein.

Dann wanderte er weiter. Vor dem Kuhstall wurden die plombierten Milchkannen aufgeladen, die rechtzeitig zum Tilsiter Zug zur Bahn mußten . . . Aus dem weit geöffneten Tor der Schaftenne quoll es in dichtem, grauwolligem, von zwei Foxkötern umkläfftem Gewimmel. . . . Drüben vor der sogenannten „Kaserne", die ein wenig abseits lag, zogen schon die galizisch-polnischen Wanderarbeiter unter Führung ihres Aufsehers zum Rübenhacken ab. . . . Ein paar Monteure, die gestern von der Fabrik geschickt waren, bastelten an der Lokomobile herum. . . . Aus der Schmiede kam das taktmäßige Klingkling der Hämmer auf ein Hufeisen oder eine Pflugschar. Gefolgt von den Unterschweizern, wandelte der philosophische Eleve, Herr Aurel Neigezinken, über den Hof, um Kraftfutter für das Vieh herauszugeben.

Und über dieser ganzen betriebsamen Unrast spannte sich ein dunstig-grauer Himmel. Tief hingen die Regenwolken. Scharfer Frühwind fuhr über den Hof, wirbelte Strohhalme und Papierfetzen vor sich her. Nichts von der Sonne, die gestern so flimmernde Kringel in den Moosboden des Waldes gemalt, so flammend die Blüten in der Rotdornhecke der Landstraße wachgeküßt.

Heut' hätte man fast glauben können, die Sonne und die leuchtenden Blumen gestern, das wäre nur ein narrender Frühlingstraum gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

Besuch.

Von Rudolf Presber.

Also, denken Sie bloß!

Steht doch gestern eine alte Dame an der Tür meines Häuschens. „Verzeihen Sie", sagt sie, „wenn ich nur so eindringe . . . aber das Postauto geht schon in zwanzig Minuten — und sonst erreiche ich den D-Zug nicht mehr."

Die alte Dame, die das sagte, klein, zerknittert, mit Eulenäuglein, anständig, aber nicht üppig, als deutsche Normalreisende gekleidet, hatte etwas Rührendes. Etwas Rührendes in der vibrierenden Stimme, in der verblasenen Rede, in der Art, wie sie sich mit nervösen Händen die windzerzausten Haare unter den Kapotthut strich.

„Ich bin glücklich", äußerte sie weiter, „daß ich das Häuschen noch gefunden habe, in dem *er* gelebt hat — in dem *er* gestorben ist . . . Oh, sein Tod muß schön gewesen sein! Harmonisch wie sein Leben und sein Werk. Hier unter den vielen Rosen — oder standen die damals noch nicht im Garten?"

„Die Rosen? Doch. Das heißt — vielleicht nicht alle und nicht ganz dieselben . . ."

„Die Diele ist gleich so freundlich" — mit einem unendlich glücklichen Lächeln hatte sie sich an mir vorbei in die Diele geschoben, die ich vor zwei Jahren frisch hatte tapezieren lassen. — „Dieses alte liebe Muster mit den Moosröschen . . . Man kann sich denken, daß er als Kind . . . Er muß ein sehr sinniges Kind gewesen sein, frühreif und doch schon von einer gewissen Festigkeit. — Darf ich hier vielleicht einen Blick hineintun?"

Ohne meine Antwort abzuwarten, *tat* sie den Blick hinein. Und zwar gleich rechts in das Zimmerchen meines Gärtnerburschen, der das Gärtchen famos, sein Zimmer weniger schön in Ordnung hält. Das Bett war ungemacht und auf den zwei Holzstühlen lagen Wäschestücke, alte Hosen, Bindfäden und Tabak herum. Das Fenster öffnet er anscheinend selten.

„Wie traulich das anmutet", sagte die alte Dame begeistert. „Hier war doch das Knabenkämmerchen, nicht wahr? Hier hat er seine ersten Gedanken . . . seine ersten Verse . . . Und das ist wohl noch dasselbe Bett? . . ."

„Ich glaube, nein." Und wie ich sehe, daß die Enttäuschung ihre Mundwinkel schief zieht, füge ich sofort einlenkend hinzu: „Immerhin, es wäre möglich, daß . . ."

„Ja, ja, es ist noch seine Lagerstatt! Von hier aus geht der Blick durch's Fenster in die Bäume. Die „Mainacht" ist hier entstanden oder doch konzipiert worden."

„Die Mainacht —? Ja, ich — —"

„Darf ich mal hinaufsteigen —?" Aber es bedarf nicht meiner Erlaubnis. Sie ist schon auf der Treppe. „Oh, ich kenne mich aus. Hier oben links wohnte damals — in den Ferien — Franziska — seine Franziska, die seine Kusine war und seine Jugendliebe wurde. Der Stern seiner Träume . . . ."

„Es ist jetzt unser Bügelzimmer. Und ich bitte zu entschuldigen, daß gerade die Wäsche . . ."

„Oh, die Wäsche!" Die alte Dame scheint sich an den in zwei Körben gehäuften Wäschestücken, die nichts sonderlich Apartes enthalten, aufs neue zu begeistern. „Als ob das alles so bestellt wäre! In deinem Kleid von Musselin — hoch über den Rosenbeeten — derweil die Spatzen draußen schrie'n — bist du ans Fenster getreten — —"

Mir schien, sie rezitierte Verse. Das schien mir schon deshalb so, weil sie die Augen schloß und den Kopf leise hin und her wiegte, als ob sie Kahn fahre. Das machen viele alte Damen so, wenn sie Verse rezitieren.

Aber schon unterbrach sie sich. „Darf ich ans Fenster? Und einmal hinaus —?"

„Aus dem Fenster —? Um Gottes willen!" Ich hatte wirklich Angst. Die alte Dame war so unternehmend. Und obschon das erste Stockwerk nicht hoch war . . .

„Bloß schauen, bloß schauen! Dort stand wohl früher der Taubenschlag?"

„Ein Taubenschlag? Das ist möglich — aber . . ."

„Oh, warum hat man ihn niedergelegt — warum? — Turtel-turtel-Täubchen — mit dem weißen Häubchen — flieg' in meine Hand . . . ."

Wieder wiegte die alte Dame das Kapotthütchen über den weißen Haaren hin und her und schloß dazu die Augen. Wieder unterbrach sie sich, um mich zu beschwören, ihr doch auch noch das Eßzimmer zu zeigen.

Ich öffnete höflich die Tür. Die Teller waren noch nicht abgeräumt. Es roch noch ein wenig nach Bratklops.

„Oh, Bratklops", sagte die alte Dame und zog die Luft durch die Nase ein, als ob sie an einem Blumenbukett von den borromäischen Inseln rieche. „Wie das alles mich erinnerungsvoll berührt! In einem seiner späteren herzzerreißenden Briefe an Franziska, als sie schon — törichterweise — Sie wissen, den Oberpostsekretär . . . da spricht er von den Bratklopsen seines Elternhauses. Die Mutter liebte sie mit vielen Zwiebeln, obschon die Familie, Sie wissen das, katholisch war."

Was macht sie wohl jetzt? dachte ich und sah zu, wie sie mit behutsamen Fingern an der leeren Tapete an der Wand über der friesischen Anrichte herumfingerte.

„Wo ist die Geheimtür?" fragte sie mich angstvoll über die Schulter. „Wo ist die Kassette eingemauert, in der der Vater die Ersparnisse . . . und in der er dann später heimlich seine Übersetzung der „Antigone" —"

„Die Kassette? . . . Die hat er vielleicht mitgenommen?"

„Oh, man hätte den Geheimschrank doch erhalten müssen."

„Ja, das hätte man." Ich fühlte mich schuldbewußt und sah ratlos von der glatten Wand zu der betrübten alten Dame.

„Horch!" sagte sie plötzlich und ihre Züge verklärten sich. „Horch! Das Meer! Es rauscht in meine Nächte — Es rauscht in meinen Tag — — Sie kennen sein prachtvolles Lied?"

„Das Lied? — leider nein. Aber das Meer können Sie von hier aus nicht — es ist wirklich viel zu weit."

„Also so hören Sie doch selbst!"

„Wirklich nicht. Es ist — Wenn ich das sagen darf — es ist bloß die Wasserspülung von — —"

Ich hätte das nicht sagen sollen. Aber ich fürchtete, die alte Dame würde sonst vielleicht nachher da drüben die kleine Tür öffnen, wie sie andere Türen geöffnet hatte, und würde sehr enttäuscht sein, plötzlich dem Meer ihrer Phantasie in der Nähe zu begegnen. Dem Meer, das sie rauschen hörte, und für dessen Bändigung ich gerade vorhin dringend den Installateur bestellt hatte.

„Für den Dachboden wäre es wohl schon zu spät — wo die alte Harfe stand."

„Ja, es wäre zu spät, fürchte ich — für die alte Harfe", stimmte ich eifrig zu. Ich wäre auch in große Verlegenheit geraten, da oben ein Musikinstrument zu zeigen.

„Hier hängt ein Stückchen Tapete herunter —" Die alte Dame stockte, und etwas unendlich Bittendes lag im Blick ihrer Augen, die gewiß vor vierzig Jahren einmal in einem sehr hübschen Gesicht gestanden. „Darf ich mir wohl ein Stückchen davon ein Stückchen bloß in Visitenkartenformat."

„Aber gern. Es wird doch neu tapeziert."

„Oh, wie sich das trifft! Wenn ich das Stückchen daheim ansehen werde, wird sie wieder vor mir aufsteigen, diese ganze unsagbar rührende Umgebung, die seinen Augen die erste Anregung . . ."

Mit diesen Worten riß die alte Dame denn behutsam ein kleines Stückchen der abscheulichen Tapete, die mich immer geärgert hatte, ab, schob es wie ein Heiligtum in den Pompadour und dankte mir überschwenglich.

„Das war wohl das Posthorn!?" Sie schien sehr erschreckt von dieser störenden Mahnung.

Ich hatte nichts gehört und sagte deshalb: „Jawohl, ich glaube, es war das Posthorn."

„Mein Herr, ich verdanke Ihnen eine reiche, unvergeßliche Stunde!" sagte die alte Dame. Und während sie mir die Hand drückte, traten zwei Tropfen der Rührung in ihre Augen. „Aber Sie haben keine Unwürdige dies Heiligtum sehen lassen. Leben Sie wohl! Ich werde lange an dieser Erinnerung zehren."

Das war ihr heiliger Ernst. Aus dem Ton ihrer Stimme, aus dem Blick ihrer Augen, aus dem geradezu zerquetschenden Händedruck konnte man es entnehmen. Und ich bin überzeugt und leiste auch einen Eid darauf: sie zehrt heute noch!

. . . Und wenn ich ihr nun — nachdem ich glücklich begriff — gesagt hätte, daß der längst heimgegangene, berühmte Mann, für den sie mit der ganzen Zähigkeit einer unmodernen, gealterten Jungfrau schwärmte, gar nicht in meinem Häuschen geboren ist oder gewohnt hat? Sondern ganz am anderen Ende des Städtchens in einem ganz anderen Häuschen . . .?

Dann wäre ich ein schlechter Kerl gewesen. Ein grundschlechter Kerl. Denn erstens hätte sie dann ihren Autobus verpaßt und damit auch den Anschluß an den D-Zug. Zweitens hätte sie das eine Menge Geld gekostet. Drittens hätte sie vor dem wirklichen Geburtshaus ihres Abgottes am anderen Ende des Städtchens eine rote Laterne gefunden und darin ein paar armselige, geschminkte Frauenzimmerchen.

Und auf den Lebensabend der guten alten Dame wäre ein Schatten gefallen, und eine arge Enttäuschung hätte ihre rosaroten Erinnerungen vergiftet.

So aber — hat sie bei mir — in meinem Häuschen, in dem vor mir wohl ein Pferdehändler gewohnt hat, die Wäsche meines Gärtnerburschen besichtigt, hat den abservierten Bratklops gerochen, hat der reparaturbedürftigen Wasserspülung gelauscht. Wäre ich auch mit ihr hinauf unters Dach geklettert und hätte ihr die Stelle am Rauchfang gezeigt, wo die Harfe angelehnt gestanden hatte . .

Die glücklichen Menschen, die noch verklungene Harfen suchen! Und ein Bösewicht, wer's ihnen nicht erleichtert!

Das böse Gewissen.

Skizze von See-Lund.

Ich habe mein Kontor im dritten Stock und mein Freund Richard Lerch auf der gegenüberliegenden Seite im zweiten Stock. Ohne mich anzustrengen, kann ich mit einem Blick alles sehen, was in dem Kontor meines Freundes vorfällt.

Das tat ich auch vor einigen Tagen. Rein zufällig. Ich bin nicht neugierig. Aber was sah ich? Meine Feder vermag das gar nicht zu schildern. Ja, mein achtbarer Freund Richard Lerch, der verheiratet ist und drei schulpflichtige Kinder hat, saß in seinem Kontor mit seiner Stenotypistin auf dem Schoß und es schien, als ob sie es ganz gemütlich hätten.

Ich bin nun immer ein Mann mit strengen moralischen Prinzipien gewesen. Selbst habe ich nur einmal eine Dame auf dem Schoß gehabt (das war in einer überfüllten Straßenbahn, wo ich aus Mitleid eine junge, hübbsche Dame auf den Schoß nahm, damit das arme Kind vom Stehen nicht müde wurde). Es war deshalb nicht so merkwürdig, daß ich im hohen Grade peinlich berührt war, meinen Freund in dieser Situation zu sehen. — Hier mußte etwas getan werden, war mein erster Gedanke. Hier muß wirklich etwas Ernstes getan werden. Da bekam ich eine Idee. Ich ergriff das Telephon und ließ mich mit meinem Freunde verbinden. Von meinem Fenster aus sah ich, wie er den Hörer mit der einen Hand aufnahm, während die andere krampfhaft seine Stenotypistin umschlang.

„Na, das war gut, du hast ja jetzt auch Zeit zum Antworten", sagte ich mit tiefer Grabesstimme.

Und ich sah, wie er langsam den Arm von der Hüfte seiner Stenotypistin entfernte.

„Ja, es ist wohl das Beste, daß du den Arm fortnimmst. Bedenke, du bist doch verheiratet", fuhr ich mit derselben Stimme fort.

Und nun sah ich, wie er die Stenotypistin von seinem Schoße stieß.

„Das ist richtig", ermunterte ich ihn, „stoß sie von dir, diese Versucherin, und sei deiner Frau treu."

„Aber um Himmelswillen! Wer sind Sie denn?" stammelte Richard ins Telephon.

Nun erhob ich meine Stimme zum wahren Donnergrollen und rief: „Ich bin dein böses Gewissen."

Darauf unterbrach ich die Verbindung.

Am nächsten Tage erfuhr ich, daß mein Freund sich bei einem spiritistischen Zirkel angemeldet hatte, um die geheimen Kräfte des Seelenlebens zu ergründen.

Von der Lebensdauer der Lebewesen.

Die Eintagsfliege. — Schildkröten und Papageien, die Methusaleme unter den Tieren. — Ein 5000jähriger Baum.

Wir Menschen sind nur allzuleicht geneigt, die Lebensdauer anderer Lebeweisen mit dem Maßstab unseres Lebens zu messen. Das ist indessen ein Irrtum, der in unserer absoluten Betrachtungsweise ruht. So gibt es Lebewesen, die in 24 Stunden alle Stufen von der Jugend bis zum Greisenalter durchmachen, die also in dieser, nach unseren Begriffen „kurzen" Spanne Zeit ein Leben leben. Man denke an die Eintagsfliege. Wir betrachten ihr Leben als „kurz", während die Eintagsfliege dieses Bewußtsein ohne Zweifel nicht haben wird, denn der Begriff Zeit ist für sie ein anderer als für uns. Im Lebensalter kommt das Pferd uns noch am nächsten, da es bis zu 60 Jahre alt werden kann; Löwen erreichen höchstens ein Alter von 30 Jahren und Rinder ein solches von 20. Daß es lebende Wesen gibt, die nach unseren Begriffen „uralt" werden können, ist bekannt. So ereicht die Schildkröte nicht selten ein Alter von 800 Jahren. Auch die Papageien werden „uralt". Humboldt berichtet von Aturenpapageien, die noch die Sprache verschollener Indianerstämme sprachen. Ichthyosaurier und Antlantosaurier sollen selbst drei bis vier Jahrhunderte überdauert haben. Unter den Pflanzen gibt es jedoch Individuen, die auch diese Zeitspanne noch übertrumpfen. So steht in Mexiko bei Oaxaka eine Esche, die bereits das Alter von 5000 Jahren überschritten hat. — Und der Grund dieser verschiedenen Erscheinungen? Der bekannte Mediziner C. L. Schleich kommt zu der Vermutung, daß hier allgemeine Gesetze der Verwendbarkeit und des schnelleren oder langsamen Nachschubs der Nukleïne, d. i. der Baustoff der Natur, maßgebend sind. Dieser Nachschub, die Veränderungen, das Absterben des Baustoffes ist eben bei den einzelnen Lebewesen verschieden, mit anderen Worten, die Erschöpfbarkeit der Zellenerneuerung, der Rhythmus des Lebensbetriebes ist verschieden. Es ist nicht uninteressant, auch von dieser Seite zu der Erkenntnis zu gelangen, daß der Begriff „Zeit" ein variabler, relativer ist. Denn für die Schildkröte sind die 800 Jahre genau dasselbe wie für die Eintagsfliege ein Tag: Wachsen, Blühen, Gedeihen, Stillstand, Absinken und Zerfall — das Vorüberrollen dessen, was wir „Leben" nennen. Dr. J. W.

□ □ Bunte Chronik □ □

hb. **Max und Moritz auf der Suche nach einem Pflegevater.** Es ist dem klassischen Bösenbubenpaar Max und Moritz gar nicht so leicht geworden, sich die Welt zu erobern, wie man heute wohl denken möchte, wenigstens waren die Anfänge ihrer Laufbahn einigermaßen schwierig. Der Sohn Ludwig Richters hatte in Dresden eine Verlagsbuchhandlung und verlegte das erste Buch Wilhelm Buschs, einige Bilderpossen, das wohl durch Vermittlung des alten Richter, den Busch kennen gelernt hatte, dahin gekommen war. Es war ein Reinfall, das Buch ging nicht, und als nun Busch demselben Verleger den Max und Moritz zur Übernahme anbot, da mochte er nicht, und auch sein Vater riet ihm ab. Busch hat sich später einmal dagegen verwahrt, daß der alte Richter sich etwa abfällig über den künstlerischen Wert des Buches geäußert habe, er habe sogar gesagt, das Manuskript habe in Künstlerkreisen sehr gut gefallen, aber solche Leute kauften leider keine Bücher und deshalb werde dieses Buch ebenso wie die Bilderpossen unverkauft im Verlagskeller verschimmeln. Nun machte der abgewiesene Vater der beiden Rangen den Versuch, sie zu einem anderen Verleger in Pension zu bringen, das war der alte Kaspar Braun, der die „Fliegenden Blätter" herausgab und Busch durch seine Mitarbeit an diesen Blättern bereits bekannt. Ihm also sandte Busch das Manuskript, mit einigen bescheidenen Worten um Aufnahme bittend. (Nebenbei gesagt, es war ein in der Form ganz entzückendes Manuskript, die Bilder mit den feinsten Bleistiftstrichen gezeichnet und mit Wasserfarbe hauchfein koloriert, darunter die Verse von des Meisters Hand, mehr gezeichnet als geschrieben. Ein vor nicht allzu langer Zeit mit allen Mitteln heutiger Reproduktionstechnik hergestellter Faksimiledruck, der wie das Original selber wirkt, gibt eine Anschauung davon.) Kaspar Braun nahm erfreut die ihm angebotene Pflegevaterstelle an und prophezeite den bösen Buben eine glänzende Zukunft. Er hat recht behalten: nächst der Bibel dürfte Max und Moritz das verbreitetste Buch in deutscher Sprache sein, rund anderthalb Millionen Exemplare haben seit dem Jahre 1865 bis jetzt die Presse verlassen und noch immer haben die köstlichen Bösewichter ihre Beliebtheit nicht eingebüßt, sie werden Alt und Jung noch lange erfreuen mit ihren lustigen Streichen. — Es gibt ja mehrere Überraschungserfolge in der Geschichte des Buches, aber keinen, der so grotesk anmutet, wie dieser. Man ist vielleicht versucht, über den alten Ludwig Richter und seinen Sohn zu lächeln, weil er den Erfolg eines solchen Buches nicht voraussah, aber das ist hinterher leicht zu sagen. Die Berechnung eines Bucherfolges ist immer ein großes Hasardspiel. Allerdings muß man sagen, daß dies Spiel meist umgekehrt ausläuft, daß die Hoffnungen nämlich viel größer sind als der Erfolg.

*

* **Woran erkennt man die Nationen?** Ich fuhr eines Tages, so erzählt ein Italiener in einer italienischen Zeitschrift, mit einem Dampfschiff inmitten einer kosmopolitischen Gesellschaft auf dem Genfer See. Ein Engländer, der längere Zeit das Wort geführt hatte, wandte sich an mich und sagte: Ihr Italiener zum Beispiel . . . Ganz überrascht sagte ich: Aber wer hat Ihnen denn gesagt, daß ich Italiener bin? Können Sie es leugnen? Ich leugne es nicht, ich frage Sie nur, wie können Sie wissen, daß ich Italiener bin? Mein lieber Herr, Sie sind kein Landsmann von mir, das ist sicher. — Gut, und dann? — Dann sind Sie zu ruhig, um ein Grieche zu sein, und zu lebhaft für einen Holländer; Sie sprechen seit einer halben Stunde mit einem Menschen, dessen Namen Sie nicht kennen, also sind Sie kein Deutscher; Sie sprechen zu wenig für einen Franzosen; Sie reisen ohne Diener, also sind Sie kein Russe; Sie haben noch kein Loblied auf Ungarn angestimmt, demnach sind Sie kein Ungar; Sie haben dem Dienstmann ein Trinkgeld gegeben, können also kein Schweizer sein; Ihre Hände sind nicht schmutzig von Tabak, somit sind Sie kein Spanier; Sie tragen keine Diamanten im Hemd, sind also kein Südamerikaner . . . Folglich sind Sie Italiener.

*

* **Eine „Schneider"-Hochzeit.** In dem Städtchen Hörnsheim bei Wetzlar fand dieser Tage eine seltsame Hochzeit statt. Ein Schneider namens Schneider heiratete eine junge Dame Wilhelmine Schneider. Bei der Trauung waren als Zeugen zugegen die Herren Heinrich Schneider und Ludwig Schneider. Die standesamtliche Trauung fand statt vor dem Standesbeamten Schneider, und die kirchliche Trauung wurde von dem Pfarrer Schneider vorgenommen. Das Hochzeitsmahl fand in dem Hause der Witwe Schneider, der Mutter der Braut, statt. Also eine völlig „rassereine" Schneiderheirat!

□ □ Lustige Rundschau □ □

* **Kleines Mißverständnis.** Herr: Nehmen Sie meine Karte und geben Sie dieselbe Ihrem Herrn. Aufwärterin: Was wünschen Sie denn? Herr: Sagen Sie, ich wünsche ihm meine Aufwartung zu machen. Aufwärterin: Aufwartung? Is nich, die mache ich!

*

* **Das Ideal.** In einer Sommerfrische unterhalten sich mehrere Gäste über das Ideal eines Fremdenzimmers. „Der springende Punkt ist", meint der eine, „daß ein gutes Bett drin steht." „Ich denke", meint ein anderer Gast, „noch wichtiger ist, daß es im Bett keine „springende Punkte" gibt."

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg